



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Luxemburg und die Mainlinie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bringend zu bekunden. Möge dieser Drang sie auf noch wichtigeren und ernsteren Gebieten nicht im Stiche lassen! Und möge ihr Vorgehen endlich in einer gewissen wohlansändigen Scham die letzten Bedenken ersticken, welche die bestehenden Sondervereine noch abhalten, in die nationale Rettungsgesellschaft aufzugeben.

Luxemburg und die Mainlinie.

Am Freitag, den 26. April wurde in Berlin beschlossen, auf die Vermittlungsvorschläge der unbetheiligten Großmächte in der luxemburger Frage einzugehen, obgleich dieselben in ihrer Neigung der Unruhe Frankreichs eine große Concession zu machen, den Preußen die Aufgabe der Festung Luxemburg empfahlen; wogegen sie allerdings versicherten, das Großherzogthum unter gemeinsamen Schutz zu stellen und dadurch seinen Annex an Frankreich zwar nicht zu verhindern, vielleicht zu erschweren. Die Thätigkeit der Botschafter in Berlin wurde gefördert durch die persönliche Einwirkung mehrerer Souveräne, welche die Vermählung der Prinzessin Hohenzollern mit dem Grafen Flandern in Berlin vereinigt hatte. Unter ihnen war der König der Belgier besonders hervorragend durch Urtheil und sein Landesinteresse, und er suchte, wie verlautet, besonders eifrig eine Verständigung zwischen Preußen und Frankreich.

Thatsache ist, daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, die Festung Luxemburg gegen irgendwelche Garantien zu opfern. Von diesen Garantien werden wir nur eine für genügendes Aequivalent halten, wenn es gelingt, die Personalunion zwischen Luxemburg und Holland in der Weise aufzuheben, daß ein Prinz des Hauses Oranien-Nassau: Heinrich, der gegenwärtige Statthalter, oder Prinz Nikolaus v. Nassau das Territorium als Landesherr erhält. Dann mag das Land für ewige Zeiten neutralisirt zwischen Deutschland und Frankreich liegen, für militärischen Einmarsch in Frankreich uns ein arges Hinderniß, den Franzosen ein Schutz, den sie jetzt so aufgeregelt begehren; im

Frieden durch den Zollverein mit uns verbunden, im Uebrigen ohne alle Prästationen für den norddeutschen Bund. Es wäre keine ideale Lösung, aber sie wäre alles, was wir jetzt erreichen könnten. Die Frage ist nur, wer wird dem König von Holland die Summe für Luxemburg bezahlen, welche er von Frankreich entweder gefordert oder bereits erhalten hat.

In jedem Fall wird durch die Vermittlung, durch Conferenz und Vertrag die Entscheidung einer Grenzfrage nur vertagt, und uns wird zugemuthet, für diese Vertagung ein Opfer zu bringen.

Wenn wir wenigstens die Sicherheit hätten, daß dieses Opfer uns in Wirklichkeit den Frieden auf einige Zeit bewahren werde. Aber diese Sicherheit entbehren wir ganz. Wer bürgt uns dafür, daß nicht in wenig Monaten dieselbe Berserkerei in unsere liebenswürdigen Nachbarn fährt? eine geheime Speculation des Kaisers, Eitelkeit und Eifersucht der Menge, Eigennuß einiger schlechten journalistischen Individuen zu Paris vermag jeden Tag ähnliche Kriegesfanfaren zu uns herüberzusenden. Wahrlich, die deutsche Geduld war schon diesmal auf eine harte Probe gestellt. Erst machte man ein Geschäft über den Köpfen preußischer Soldaten hinweg, dann fing man einen Kriegslärm an, der unerwarteter und unbegründeter wohl niemals gegen eine friedliche Nation getobt hat, und als endlich auch einzelne Deutsche entrüstet nach den wüsten Krakehlern in Paris ausschauten, wurde uns sogar von wackeren Landsleuten in Frankreich unzufrieden bemerkt, unser Unwille schüre das Feuer, verschlimmre die Lage. Im Grunde sei Frankreich verständig und friedliebend, es seien nur einzelne Schreier, allenfalls eine Minorität u. s. w.

Wohl möglich. Aber diese Minorität vermochte zu regieren, zu rüsten, die öffentliche Meinung ohne großen Widerstand, ja mit geheimer Unterstützung des Kaisers aufzuregen, zu fanatisiren. Es thut uns sehr leid, daß der gute Wille und die friedliche Gesinnung Frankreichs jedesmal bei dergleichen Emotionen seiner Presse und Volksvertretung für uns wenig wahrnehmbar sind. Uns hat es an Ruhe diesmal sicher nicht gefehlt.

Wir werden auch fernerhin der alten Kriegeslust der Franzosen keine gegründete Veranlassung geben, wir wollen ihnen keinen Mann entführen, kein Dorf abstreichen, welches den Vorzug genießt, seine strebsamen Söhne und Töchter in Paris zu bilden. Aber wir fürchten demungeachtet, daß jeder neue Schritt, den wir in unseren deutschen Angelegenheiten thun, die französische Eifersucht in ähnlicher Weise aufregen kann, wie jetzt der Gedanke an Luxemburg.

Die Südstaaten Deutschlands vermögen aus eigener Kraft keinen genügenden militärischen Schutz für ihre Territorien zu organisiren. Sie haben bis jetzt wenig für Reorganisation ihrer Heere gethan und werden nicht viel thun. Auch

bei dem besten Willen ihrer Regierungen können sie aus eigenem freien Entschlusse weder die allgemeine Wehrpflicht, noch die größeren Prästationen zur Erhaltung eines Contingents aufbringen, welches der Organisation des norddeutschen Bundes völlig entspricht. Nur eine feste Verbindung mit Preußen und dem Bunde vermag diese Landschaften davor zu bewahren, daß sie bei nächster Gelegenheit den Oestreichern oder Franzosen anheimfallen, und diese Verbindung, zunächst die militärische, wird den Regierungen und Völkern nicht verschafft werden können, ohne eine gewisse freundschaftliche Mahnung des Nordens — um die Sachlage zart auszudrücken. Aber jedes Uebergreifen Preußens und des Bundes über die Fictio der Mainlinie wird Geschrei im Auslande erregen, man wird darin eine Alteration der Verträge von Nikolsburg finden. Unsere Lage wird fast unerträglich, weil sie jede Woche den Nachbarn in Frankreich und den Nachbarn jenseits der böhmischen Grenze Veranlassung giebt, uns ihre Einwendungen und Proteste zuzusenden und gegen uns zu conspiriren. An Handhaben dazu werden es weder einzelne Regierungen, noch einzelne Parteien fehlen lassen.

Deshalb vermögen wir uns jetzt der Friedensausicht noch nicht zu freuen. Denn wir fürchten, auch wenn es uns gelingt, die luxemburger Frage für einige Jahre aus der Welt zu schaffen, es liegt doch in der Hand unserer Nachbarn und Gegner, jeden Augenblick, der ihnen gelegen ist und uns ungelegen, ein neues Streitobject aufzufinden.

Die Empfindung, daß diese Unsicherheit doch unsere nächste Zukunft belasten wird, ist im Norden des Mains weit verbreitet, und daraus erklärt sich die Stimmung, welche in den letzten Wochen überall im Privatverkehr und in der Presse Ausdruck fand. Wir stehen gegen das Ausland durchaus auf der Defensiv, unsere Stellung in Luxemburg war uns durch europäische Sorge um die Eroberungsfucht Frankreichs gegeben, diese Sorge ist zur Zeit nicht kleiner geworden, der Kaiser hat viel gethan, sie aufs Neue wach zu rufen, wir haben, so lange man in Frankreich als Recht beansprucht, sich in die innern politischen Umwälzungen der Nachbarländer einzumischen, keine Garantie, welche unsere nächste Zukunft vor solcher uns unerträglichem Einmischung bewahrt. Daher bei uns die Entschlossenheit, in dem gegenwärtigen Conflict mit Frankreich nichts zu bewilligen, was irgendwie das deutsche Interesse beschädigen kann. In dieser Festigkeit liegt auch Klugheit. Ein aufstrebender Staat darf sich nach keiner Richtung schwach zeigen.

Wenn wir deshalb jetzt auf die Besetzung Luxemburgs verzichten müßten, so dürften wir es nur thun, wenn wir dabei zugleich eine Sicherung gewinnen, daß ein näherer Anschluß der Südstaaten an den norddeutschen Bund uns keiner

neuen Kriegsgefahr von Seiten unserer Nachbarn aussetzt. Wie aber diese Sicherung zu gewinnen ist, sehen wir zur Zeit nicht ein.

Und deshalb lassen wir uns durch die neuen Friedensnachrichten über den Ernst unserer Lage nicht täuschen.

Literarisches.

Welt oder Weste?

Beitrag zur Textkritik des Wilhelm Meister.

Zu den Emendationen, die M. Bernays in seinem bekannten anregenden Schriftchen dem Texte Goethes aus den Originaldrucken der Einzelwerke beibringen will, gehört eine im Wilhelm Meister, die ich nicht billigen kann. Eine Besprechung der Sache wird wiederum dazu dienen, den kritischen Werth der Originalausgaben auf das rechte Maß zurückzuführen.

Es handelt sich um den Anfang des sechsten Capitels des siebenten Buchs. Die Situation ist diese. Wilhelm hat Lydia zu Theresen gebracht und diese eben kennen gelernt. Sie hat ihm bereits mit einem Seufzer und einer Thräne im Auge von ihrem früheren Verhältniß zu Lothario gesprochen und verheißt ihre Geschichte zu erzählen.

Gegen Abend, heißt es, öffnete sich seine Thüre, und ein junger artiger Jägerbursche trat mit einem Gruße herein. „Wollen wir nun spazieren gehn? sagte der junge Mensch, und in dem Augenblick erkannte Wilhelm Theresen an ihren schönen Augen. Verzeihen Sie mir diese Masquerade, fing sie an, denn leider ist es jetzt nur Masquerade. Doch da ich einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Welt sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen. Kommen Sie, selbst der Platz, an dem wir so oft von unsern Jagden und Spaziergängen ausruhten, soll dazu beitragen.“

Sie lagern sich unter einer Eiche und Therese beginnt, wie sie sagt, die Geschichte eines deutschen Mädchens. Ich setze diese natürlich als bekannt voraus und erinnere nur daran, daß Therese nach dem Tode ihres Vaters die Aufsicht über die Waldungen einer Freundin übernimmt und für diese forst-